

**Zeitschrift:** Appenzeller Kalender  
**Band:** 231 (1952)

**Artikel:** Schweizerbäder einst und jetzt  
**Autor:** Müller-Hitz, H.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-375462>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

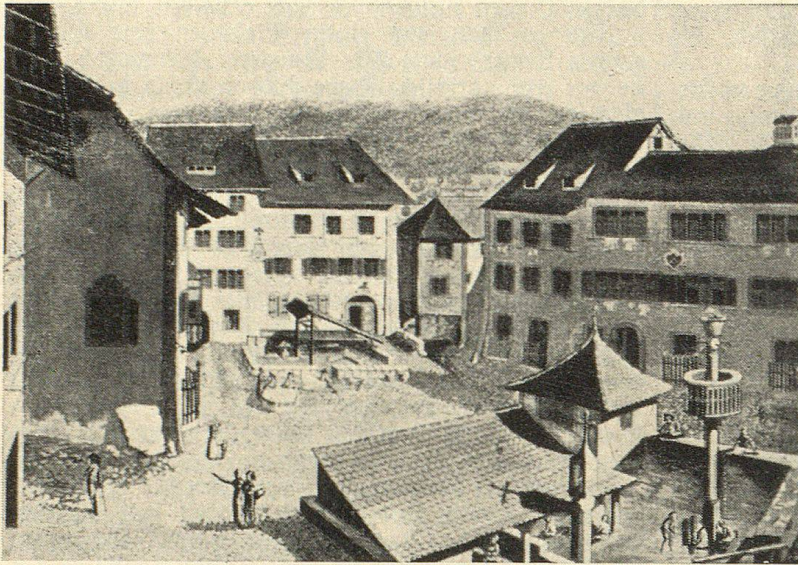
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 17.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



Der alte Badeplatz in Baden mit den Gasthäusern Stadthof, Raben, Schlüssel, Blume und Verenabad. Im Vordergrund das Freibad.

Waschen und Baden sind uralte Betätigungen aller Völker. Die ständigen Wechsel unterworfenen Badesitten gestatten wertvolle Schlüsse auf die jeweilige geistige Einstellung eines Volkes zu einer bestimmten Zeit. Auf Perioden wahrer Badeivut folgten immer wieder solche der Stagnation. Von diesem ständigen Auf und Ab entsprechend dem Wandel der Anschauungen legt auch die Geschichte der Schweizerbäder be-  
redtes Zeugnis ab. Einige der ältesten Schweizerbäder konnten sich bis in die Gegenwart hinein mehr oder weniger erfolgreich behaupten, während andere nach einem meteorgleichen Aufstieg eben so rasch wieder zur Bedeutungslosigkeit herabsanken oder ganz verschwanden und das Interesse des Publikums neu in Mode gekommenen Kurorten zum Aufschwung und zu überraschender Blüte verhalf.

Im Weltreich der alten Römer vor bald 2000 Jahren spielte das Badewesen eine hervorragende Rolle. Ausgrabungen längst in Schutt und Asche gesunkener römischer Häuser haben bewiesen, daß auch in unserem Lande die römischen Kolonisten über ausgezeichnete Anlagen für heiße und lauwarme Bäder verfügten. Bei den alten, unzivilisierten Germanen dagegen waren Schwitzbäder in heißer Luft und im Wasserdampf sehr gebräuchlich.

Durch das ganze Mittelalter hindurch nahmen die künstlichen Bäder eine wichtige Stellung im Leben unserer Vorfahren ein. Die Badestuben dienten nicht nur der Körperpflege, sondern waren auch Mittelpunkte geselliger Unterhaltung, wie heute etwa unsere Wirtschaften. Sogar kleine Dörfer hatten solche, größere Städte aber zuweilen eine recht große Zahl. Wer von

einer Reise, aus dem Kriege, von einem Turnier oder sportlichen Wettkampf heimkehrte, nahm gewöhnlich zuerst ein Bad. Die Unbefangenheit jener Zeit sah nichts Unschickliches darin, daß beide Geschlechter zusammen badeten. Erst im Reformationszeitalter begannen die weltlichen Behörden, das gemeinsame Bad zu bekämpfen und zu verbieten. Die mittelalterlichen Bäder zerfielen in Warmwasserbäder und Dampf- oder Schwitzbäder.

Die Badelust nahm im 16. Jahrhundert rapid ab und verschwand im 17. Jahrhundert fast ganz. Dafür kam langsam der Gebrauch naturwarmer Quellen, der sogenannten Wildbäder in Mode, der sich bis heute behauptet hat. In neuester Zeit ist aber den Heilbädern in den vielen Freiluft-, Sonnen- und Schwimmbädern eine starke und gefährliche Konkurrenz erwachsen. Unsere Bade-Kurorte werden jedoch auch in Zukunft zu bestehen vermögen, wenn sie die nötige Anpassungsfähigkeit haben, um ihre Heil-

quellen nicht nur dem verhältnismäßig kleinen Kreis der Begüterten, sondern allen jenen Volksteilen, die ihre Gesundheit wieder herstellen wollen, zur Verfügung halten.

Die glorreichste Vergangenheit aller Bäder der Schweiz und überhaupt nördlich der Alpen hat unbestreitbar Baden im Aargau, oder Baden bei Zürich, wie es die neuzeitliche Propaganda bezeichnet. Ein römischer Geschichtsschreiber sagt von ihm anlässlich einer Schilderung der Schlacht bei Bözberg im Jahre 69 nach Christo, es sei ein Ort nach Art einer Munizipalstadt erbaut und wegen des angenehmen Gebrauches seiner Heilquellen stark besucht. Nachdem es während der Völkerwanderung zerstört worden war, erlebte es im Mittelalter einen neuen, glänzenden Aufschwung. Damals noch den Habsburgern gehörend, führte es die Bezeichnungen „Das Bad der Drey Rängen in Ober-Schwaben, bey Schweiz“ und „Das Bad der Herzogen in Osterreich“ oder einfach, im Gegensatz zu Baden-Baden, den Namen „Herzogen-Baden“. Im Sempacherkrieg eroberten die Eidgenossen das Städtchen und verbrannten die hölzernen Badeanlagen, die jedoch rasch wieder hergestellt wurden. In den darauffolgenden Jahrhunderten war es der bekannteste und berühmteste Badeort seiner Zeit, der von Fürstlichkeiten und reichen Leuten des ganzen Abendlandes besucht wurde. Einer einlässlichen Schilderung des BADELEBENS durch den Italiener Poggio aus dem Jahre 1417 entnehmen wir: „Die Zahl der öffentlichen und privaten Bäder beläuft sich auf über 30. Für die niederste Klasse des Volkes sind zwei besondere, von allen Seiten offene Plätze bestimmt, wo Männer, Weiber, Jünglinge und Töchter, kurz alles,

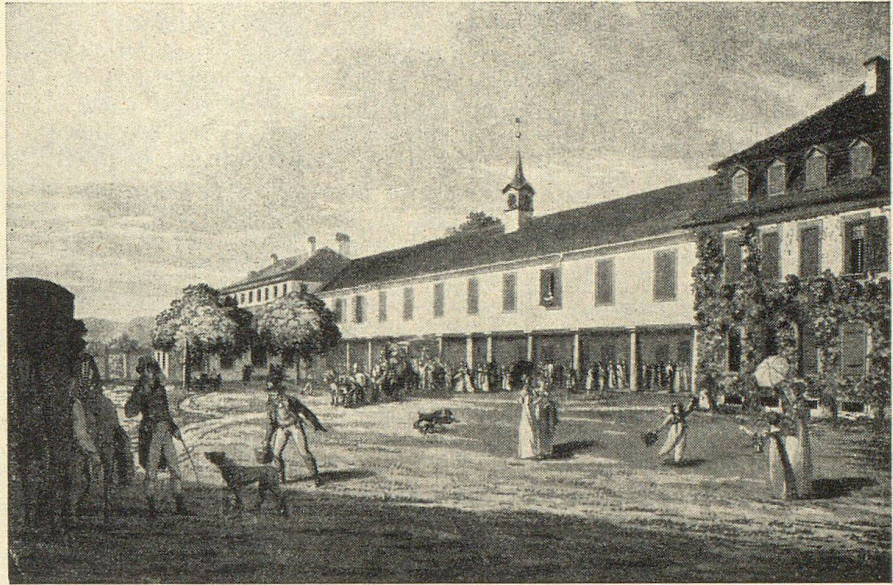
was vom Pöbel hier zusammenströmte, baden. Es ist lustig anzusehen, wie da zugleich alte, abgelebte Mütterchen und junge Mädchen nackt vor aller Augen hinabsteigen. Die besondern Bäder in den Gasthöfen sind sehr schön ausgeputzt und beiden Geschlechtern gemeinsam; die Männer binden eine Art Schurz vor und die Weiber haben ein linnen Gewand an, welches aber von oben bis in die Mitte offen ist. Im Bade selbst speisen sie öfters an Tischen, die auf dem Wasser schwimmen."

Seit 1424 hielten die Eidgenossen in Baden regelmäßig ihre Tagfassungen ab, bei denen es jeweils besonders hoch zu und herging. Am tollsten aber war in Baden der Kurbetrieb zu Anfang des 16. Jahrhunderts,

als die Eidgenossen eine militärische Großmacht geworden waren und mit reicher Beute von ihren Feldzügen heimkehrten. Selbst Zürichs Bürgermeister Hans Waldmann, der in seiner Stadt den Ausschweifungen durch strenge Sittenmandate wehren wollte, ritt häufig mit lockeren Gefellen nach Baden hinunter, um dort auf die zügelloseste Art der Freude und Lust zu frönen. Damals kam auch der Unfug der sog. Badeschenken auf. Anno 1534 brachten 198 Zürcher zu Fuß und zu Pferd ihrem in Baden weilenden Bürgermeister Küst einen fetten Ochsen, der vergoldete Hörner hatte und mit einer weiß und blauen Decke behangen war. Die Eidgenossenschaft ihrerseits beehrte eine schottische Prinzessin, die mit vielen Hofdamen und Edelleuten eine Kur machte, mit einem Ochsen, Wein, Schafen, Butter und andern Dingen.

Im Jahre 1716 zählte man im Städtchen über 100 Bäder. „Der Mehrtheil dieser Bäder hat seine eigenen Gemächer, Kuchen, Keller, Tisch und Beth-Plunder“, berichtete der Naturforscher J. J. Scheuchzer. Der Glanz des einstigen Weltkurortes verblaßte jedoch mehr und mehr. Im letzten Jahrhundert hat das aargauische Städtchen zwar wieder einen starken Aufschwung genommen, den es aber mehr seiner großen Industrie als seinen 17 schwefel-ochsalzhaltigen Quellen verdankt, die täglich eine Million Eiter 48 Grad warmen Wassers spenden. Auch der Bau eines pompösen und wenig geschmackvollen Kurhauses in den siebziger Jahren vermochte nicht, unwiederbringlich versunkene Zeiten erneut hervorzuzaubern.

Nabe beim Stammschloß der Habsburger, im weiten Thal der Aare, entspringt die stärkste Schwefelwasserstoffquelle Europas. Sie wird in Schinznach-Bad gegen Gelenk- und Muskelrheumatismus, Haut- und Frauenkrankheiten, sowie Leberleiden benützt. Die erste urkundlich nachgewiesene Badegelegenheit wurde im



Schinznachbad nach einem alten Stich aus dem 18. Jahrhundert

Jahre 1654 verhältnismäßig spät geschaffen, wenige Jahre hernach durch ein Aarehochwasser vernichtet, dann aber erneuert und verbessert. Der Gelehrte Scheuchzer gibt folgende, recht amüsante Beschreibung: „Das Habsburger-Bad liegt rechts an dem Lauff der Aar in dem unteren Aargäu, Berner Gebiets, zwischen den Schlössern Habsburg, Wildenstein, Castelen und Schenkenberg, der Statt Brugg und Kloster Königsfelden... Kan also diß Wasser mit Nutzen gebraucht werden und getrunken wo der Magen angefüllt ist mit saurem Schleim, bitterer und zäher Materi, daraus entstehen ein verdrießliches Görpsen. Es dienet wider die Selbstsucht, reiniget die Nieren, die oft große Ungelegenheiten verursachen, dienet auch wider die Schwachheit der Glieder, so von kalten Füßen oder anderen Erkaltungen herkommt, ist auch mit sonderbarem Nutzen getrunken worden bey Verstopfung der Lufttröhren, auch bey schwerem Athem usw.“

Als 1761 in Schinznach die Helvetische Gesellschaft gegründet wurde, die sich eine Verjüngung der eidgenössischen Zustände zur Aufgabe machte, wurde das Bad zu einer von den gebildetsten und edelsten Männern jener Zeit vielbesuchten Kulturstätte von gesamtschweizerischer Bedeutung. Während der französischen Revolutionskriege diente es längere Zeit General Masséna als Hauptquartier, und der große Menschenfreund Dr. Johannes Hoze aus Richterwil, der Bruder des österreichischen Feldherrn gleichen Namens, behandelte dort erfolgreich verschiedene Fürstlichkeiten. Noch 1844 war es, nach Bädikers Reisehandbuch, „ein Schwefelwasser, von allen Schweizerbädern das besuchteste“.

Wer erinnert sich heute noch daran, daß das romantische Städtchen Rheinfelden mit seiner bewegten Vergangenheit während Jahrhunderten als eine der vier Waldstädte zu den sog. österreichischen Vorlanden gehörte und erst anno 1803 mit dem Fricktal schweizerisch

geworden ist? Zu einem Kurort ist es im letzten Jahrhundert geworden, als Bohrungen am Rhein oberhalb Basel zur Entdeckung mächtiger Salzlager führten und Rheinfelden ermöglichten, rasch zum führenden Solbad des Landes mit gegen 700 Fremdenbetten in zahlreichen Hotels aufzusteigen. Seine moderne Kurbrunnenanlage gegenüber einer lieblichen Rheininsel bildet einen seltsamen Kontrast zu den malerischen Häusern der Altstadt und den trübsigen Türmen einer vergangenen Epoche.

Graubünden, das Land der 150 Täler, ist heute vor allem als Wintersportparadies und Tourengebiet bekannt und beliebt. Der größte Schweizerkanton ist aber auch mit unverhältnismäßig vielen Heilquellen gesegnet, von denen verschiedene ganz hervorragend gut sind.

St. Moritz, seit einigen Dezennien unbestreitbar der erste Wintersportplatz der Welt, ist schon viel früher als hochalpiner Badeort geschätzt worden und strengt sich neuerdings wieder kräftig an, seinen kohlenstoffhaltigen Eisenquellen, die als die stärksten Europas gelten, vermehrte Beachtung zu verschaffen. Kunde aus der Bronzezeit berechtigen zur Annahme, daß die Gesundbrunnen des Oberengadins schon vor drei Jahrtausenden bekannt gewesen sein müssen. Obschon sie der berühmte Arzt Paracelsus 1537 als die besten ihm bekannten Heilquellen bezeichnete, wurde ihnen auffallend lange wenig Beachtung geschenkt. Auch erfolgreiche Kuren, welche 1697 der Herzog von Savoyen und zwei Jahre später der Herzog von Parma machten, veranlaßten die Gemeindebehörden nicht zur gründlichen Verbesserung der höchst primitiven Verhältnisse. Noch 1811 klagte J. M. Meyer aus Zürich: „Die Celebrität, die dies heilsame Wasser hat, könnte leicht vermuten lassen, da wo es der Erde entquillt, eine Menge schöner und geräumiger Wohnhäuser zu finden. Aber gerade da, wo für die Kurgäste gut eingerichtete Absteigequartiere stehen sollten, finden sie nichts als jene elende Hütte, nach der sie, so lange die Kurzeit dauert, täglich bei jeder Witterung zu wandeln gezwungen sind“. Die St. Moritzer lehnten sogar das ihnen von einem italienischen Grafen zum Bau eines Kurhauses angebotene Geld ab und behaupteten, der Mineralquell sei ihnen mehr schädlich als nützlich. Erst 1832 wurde in unmittelbarer Nähe der Quellen ein Trinkhaus erbaut; doch noch 1844 steht im Bäderer zu lesen: „Der Ort wird jetzt häufiger besucht, obgleich das Klima selbst für Berste zu rauh ist. Die Lage des Ortes an dem klaren See und den grünen Triften ist lieblich, die Verpflegung aber in den drei Wirtschaften nicht zu loben.“ Später erkannten die eigensinnigen Oberengadiner dann die großen wirtschaftlichen Vorteile, welche ihnen die richtige Ausnützung des köstlichen Naturschatzes bot, und gegen Ende des letzten Jahrhunderts schossen jene Hotelpaläste aus dem Boden, die St. Moritz zu einem weitbekannten Gesundbrunnen machten.

Der heute wohl bedeutendste Badekurort unseres Landes ist trotz seiner Lage im äußersten Ostzipfel der Schweiz das Dreigestirn Schuls, Tarasp, Bulpéra im Unterengadin. Er vereinigt die Vorteile zahlreicher erstklassiger Glaubersalz- und Eisenquellen mit einer für Kranke und Gesunde gleichermaßen vorteilhaften Höhe von rund 1200 Metern und einer groß-

artigen Gebirgslandschaft. Zu den Trinkkuren mit dem stark abführend wirkenden Wasser pilgern die Gäste aus Schuls und Bulpéra traditionsgemäß am frühen Morgen in die renovierte Trinkhalle unmittelbar über dem rauschenden Inn beim großen Kurhaus Tarasp; sie dienen vor allem der Heilung von Magen-, Darm-, Leber- und Nierenleiden. Der aus Seewis im Prätigau stammende Pfarrer Nicolaus Sererhard hat 1742 in seiner köstlichen Beschreibung „aller Gemeinden gemeiner drei Bünde“ vom Kurort folgende Beschreibung gegeben: „Schuls Scuol, ligt unden im Grund am Inn, gleichwohl noch an der linken Seite desselben. So viel man an den Sitten der Einwohner dieses Ortes tadeln könnte, so viel könnte man an dem Ort selbst rühmen, denn Schuls ist der beträchtlichsten, schönsten und größten Gemeinden eine im ganzen Land und hat eine liebliche Situation. Ihr Territorium ist gleichsam mit mineralischer Erde und Wasser angefüllt. Man zählet 14 mineralische Brunnenquellen, theils Schwefel-Brunnen, Saur-Brunnen und auch ein Salzwasser. — Tarasp hat ein feines Schloß auf einem nicht allzuhohen Felsen-Büchel, dem Fürsten von Dietrichstein zugehörig, ist von einem Castellan bewohnt, mit etlichen metallenen Stücken und auch einigen wenigen alten Soldaten zur Verwahrung versehen. Viele Familien in Tarasp hatten allbereits die Reformation angenommen, weile aber die Schulser Unfug wider sie anstellten, wegen der Kirchenstühle und Begräbnisse, so sattelte alles wieder um. — Kaum zwei Büchsen schuß weit under dem Schloß ist das kostbare edle Salzwasser. Vor Jahren haben zwei berühmte doctores medicinae die Prob dieses Wassers in loco erkundigen wollen. Als sie nun in ihrem Zimmer hierüber discutirten, sagte der einte zum andern (nicht wissend, daß es andere hörten), wer dieses Wasser habhaft werden kan und zu unsern purgationes kommt, der ist wohl ein Narr.“

Noch 1826 hatten die Unterengadiner Romanen kein Verständnis für die Nutzbarmachung ihrer reichen Bodenschätze, so daß Capeller in seinem Buche über die Bündner Mineralquellen wie folgt Klage führte: „Es ließe sich eine Jeremiade schreiben, wie so viele hundert Tiroler, minder zahlreich auch Bündner und Schweizer, mit gesalzenem Fleisch, Käse und Pfannkuchen auf'm Rücken zu diesem Wunderquell pilgern. Es ist in Tarasp so wenig wie in Schuls auch nur die mindeste Einrichtung zu einer Cur getroffen. Wo sind in einem so kleinen Umfange drei so verschiedene Quellen — und so ganz vernachlässigt beisammen?“

Ist es vor allem dem Verhalten der Einwohner von Schuls zuzuschreiben, daß Tarasp bis heute die einzige katholische Gemeinde des Engadins geblieben ist, so verdankt der Kurort die Erhaltung seines Wahrzeichens, des imposanten Schlosses Tarasp, dem verstorbenen Odolfabrikanten Linaner aus Dresden, der die 1803 von Oesterreich an Graubünden abgetretene, halb zerfallene Beste unter Aufwendung großer Mittel geschmackvoll restaurieren ließ.

An der Schnellzugslinie Zürich-Chur, dort, wo sich die aus dem weltabgeschiedenen Calfeisental kommende wilde Tamina in den von hohen Steindämmen umsäumten Rhein ergießt, liegt in hübscher, aber zur Sommers-



Das Thermalbad Pfäfers-Ragaz nach einem alten Stich

zeit etwas heißen Gegend der Kurort Ragaz. Zur Speisung seiner Einzelbäder wie seines gedeckten Hallenschwimmbades wird das in der romantischen Saminatschlucht hervorquellende, blutwarme Wasser in einem mehrere Kilometer langen Holzkanal zugeleitet. Früher, es ist jetzt ein gutes Jahrhundert seither, war Ragaz ein unscheinbares Dorf im St. Galler Oberland und konnten die leicht mineralhaltigen Heilwasser lediglich im alten Bad Pfäfers zu Kurben benützt werden.

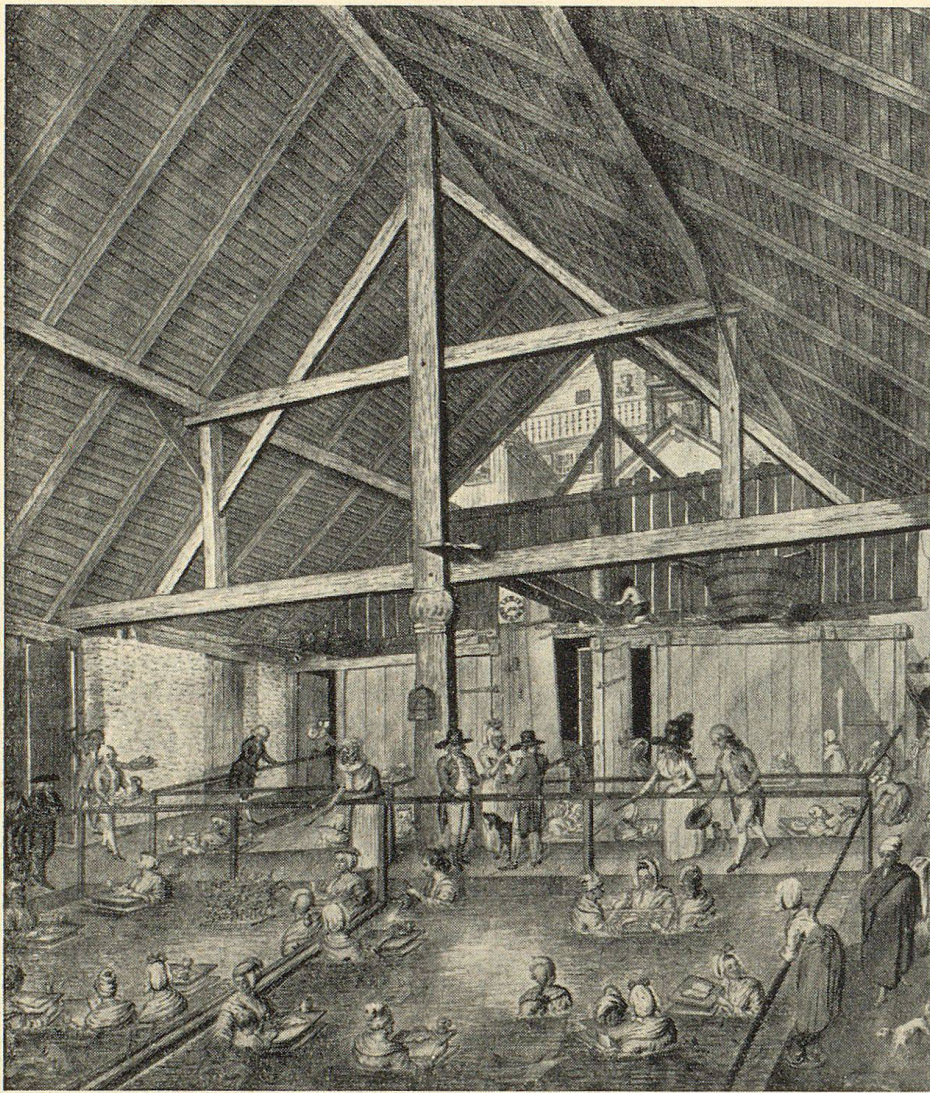
Kaum ein anderes Bad hat die Gemüter so stark beschäftigt, hat so viel zu schreiben Veranlassung gegeben wie Pfäfers, und dies mit Recht. Nach einer schönen Sage entdeckten einst Jäger in der damals fast unzugänglichen Saminatschlucht eine dampfende Quelle. Als die Abte von Pfäfers deren wohlthätige Wirkung erkannten, trafen sie Schritt für Schritt die nötigen Anstalten, um Badesuren zu ermöglichen. Die zu überwindenden Schwierigkeiten waren jedoch enorm, und während sehr langer Zeit blieb der Zugang zur Quelle geradezu halbrecherisch, waren die Badesinrichtungen äußerst primitiv. Trotz und vielleicht auch wegen seiner ungünstigen Lage war es schon 1480 weitbekannt und auch aus dem Ausland stark besucht. Am Anfang des 16. Jahrhunderts badete ein Kurgast in 19 Tagen 127 Stunden, bis zu elf Stunden im Tag. Paracelsus lobte die Quelle in höchsten Tönen. Dem streitbaren, zu seinem Freund Ulrich Zwingli geflüchteten schwerkranken Ulrich von Hut-

ten vermochte jedoch auch sie den zerrütteten Körper nicht wiederherzustellen. Der Chronist Stumpf beschrieb anno 1548 das Bad wie folgt: „Glych nebens dem Closter in einem tieffen ungeheuren tobel, dardurch der bach Saming ganz ungestüm über die velsen raucht, under einem finstern holen velsen, ligt das kostlich und heilsam warm Bad. Das tobel ist noch heüttigs tags unwägsam, kleine ellende heißle sind darinn, die man allein Summers zeyt bewonet, zur notdurft deren so darin badend. Etliche hab ich selbs kennt, die biß darauff kommen, und auß forcht des gefahrlichen wägs widerumb ungebadet hinweg sind gefahren. Da ist in diesem finstern loch kein fröud noch kurzweyl dann im Bad, darinnen ligt man tag und nacht.“ Daß unter solch absonderlichen Verhältnissen gelegentlich Badende ertrancken, ist kein Wunder. – 1631 erschien eine Art Bäderprospekt unter dem Titel „Tractat von des überaus heylsamen, weitberühmten, Unser Lieben Frauen Pfeffersbad, inn Oberschweiz gelegen, wunderthätiger Natur, Eigenschaft, Zugent, Kraft und Würckungen“. Darin ist auch erwähnt, daß gelegentlich große Steine und Bäume auf die Häuser hinabfielen, einmal als 300 Menschen im Bade waren. Wiederholt stürzten nicht nur Betrunkene, sondern auch Nüchterne zur Tag- und Nachtzeit in den Abgrund zu Tode.

Das heute noch bestehende und als Hotel eingerichtete klosterähnliche Gebäude stammt aus den Jahren 1704 bis 1716 und diente 200 Personen als Unterkunft. Obgleich der Ort nun nicht mehr so schlimm war wie früher, meinte der Zürcher Jäsi 1766, „so würden doch Uebelthäter, denen das Leben abgekant ist, Gnade verdienen, wenn sie gezwungen wären, sich allhier ein Vierteljahr aufzuhalten“.

Der Kanton Bern ist das Gebiet zahlreicher gut geführter Landgasthöfe. Viele von diesen werden Bad genannt, weil ihre für Feriengäste bestimmten Badewannen mit Wasser von einer meist harmlosen Mineralquelle gefüllt werden. Ihre Besucher schätzen jedoch vor allem die durchwegs reichliche und ausgezeichnete Verpflegung, weshalb die landläufige Bezeichnung „Fressbädli“ gar nicht so abwegig ist.

Unter den wenigen richtigen Berner Gesundbrunnen ist das Weissenburger Bad unzweifelhaft das romantischste. Die Schauerlichkeit des Ortes und die für dauerhafte Einrichtungen großen Kosten mögen schuld daran sein, daß das Heilwasser erst seit drei Jahrhunderten benützt wird. Der berühmte Naturforscher J. J. Scheuchzer macht in seinem 1716 erschienenen Werk über die Quelle folgende ergötzliche Angaben: „Ist Milchwarm, hinter Weissenburg, im Amt Wimmis, im Nideren Sibenthal (Simenthal): Es soll sehr balsamisch seyn, villeicht von untermischten Theilen der Mond-Milch, welche nicht weit von dem Wasser in einer Höle gefunden wird. Es benimmt diß Wasser erstlich das Hauptwehe, sonst Migraine genannt, den Schwindel, die Entzündung der Augen, Verstopfung des Hirns, der



Blick in die alte Bäderhalle in Leukerbad

Nerven, das noch nicht veraltete Säusen der Ohren, benimmt den alzu vielen Schlaf, reinigt und temperiert das Geblüt, stärkt und eröffnet die Brust. — Zum bequemen Gebrauch dieser sehr heilsamen Wunderwirkenden Milch-warmen Mineral-Wasseren hat man ein groß Haus erbauet, auch zu ernantem Gebäu ein Weg erbahnet."

Das Bad liegt in einer Felsenkluff, schreibt ein Chronist ein Jahrhundert später. Hoch und zwischen weit höheren Gebirgen eingeschlossen hat es ein rauhes Klima, ziemlich oft Regen im Sommer. Die Männer pflegen im Bad zu lesen und zu schlafen, die Frauen so laut und unaufhörlich zu plaudern, daß der Lärm des rauschenden Bergstromes nicht mehr gehört wird. — Zärtlichen Füßen, welche nur auf gehackten Promenaden zu schweben, verwöhnte Seelen, die nur zahme Aussichten zu ertragen vermögen, ist die enae, milde Kluff ein schauerlicher Ort, ein Aufenthalt für Missetäter, eine Vorhölle der Unter-

alle öffentlichen Gebäude, und zwei Jahrhunderte später kamen auch in einer Lawine, die 50 Häuser, alle Bäder und Gasthöfe wegsegte, 50 Personen ums Leben. Aber phönixgleich erhob sich Leukerbad wieder aus den Trümmern und wurde nach wie vor hauptsächlich von begüterten Bernern stark besucht. Albrecht von Haller, der Sängler der Alpen, widmete ihm ein schwungvolles Gedicht.

Einer im Jahre 1816 erschienenen Monographie über den heute noch beliebten Walliser Gesundbrunnen entnehmen wir folgendes: „Der Bäder sind drey: das Hauptbad, das Bad der Eblen von Berra und das sog. Züricherbad. Der Nachlässigkeit der Besitzer ist es zuzuschreiben, daß auch das zum Gebrauch der Armen einst eingerichtete Bad, in Trümmern liegend, dieser bedeutenswerten Classe geraubt worden ist. Wer in den Badehäusern auch nur etwas bequeme Einrichtungen erwarten wollte, würde sich, käme er an Ort und Stelle,

welt. — Den Wein kann der Gast entweder mitbringen oder aus dem Hausfeller nehmen. Die gewöhnlichen Zimmer mit zwei Betten und einem Spiegelchen kosten täglich Bazen 15. Die größten mehr, die schlechten weniger. Der eigentlichen Kurgäste sind drei Klassen: Die Städter, die Landleute und die Armen, letztere nicht zahlreich. Die Dorfsmagnaten, welche sich zur höheren Klasse halten, sind freundschaftlich aufgenommen . . .

Wie alle Bäder mit wertvollen Mineralquellen, hat auch Weissenburg Schritt mit der Zeit gehalten. Heute weist das Kurhaus 150 Fremdenbetten auf, besitzt ein Schwimmbad und unterhält seine Gäste mit einem Hausorchester.

Eine sehr bewegte Vergangenheit hat das auf 1400 Meter ü. M. am Südfuß des Gemipasses im Wallis gelegene Leukerbad. Seine 51 Grad warme dem Boden entspringenden Gipsthermen wurden 1315 erstmals urkundlich erwähnt. 1451 ließ der Bischof von Sitten einige Logierhäuser erneuern und legte den Grund zum großen Ruf der Quellen. Wiederholt wurde der schon damals viel besuchte Kurort von Naturkatastrophen heimgesucht. Anno 1518 zerstörte eine Lawine

übel betrogen fühlen. Kaum würde er in den elenden, offenen Hütten die Bäder zu finden glauben, die sich unter dem vornehmen Namen des Herren- und Junkernbades ankünden. In diesen Hütten baden die Gäste beider Geschlechter, in jeder Abteilung 20-30 Personen, gemeinschaftlich miteinander. Bademäntel von Wolle mit einem Übermäntelchen hindern selbst die geringste Verletzung des Anstandes. Viele haben schwimmende Tische vor sich, auf denen die einen das Frühstück genießen, die andern das Schachbrett oder Bücher und Zeitungen vor sich liegen haben. Auf die Bequemlichkeit der Gäste wird wenig Rücksicht genommen. Zur Unterhaltung ist eine Art Gallon errichtet, der aber nie anders als nach dem Nachtessen für 1-2 Stunden offen steht. Auch hat der Unternehmer ein Billard, das aber elend genug ist."

Daß das Leukerbad trotz seinen reichlich primitiven Einrichtungen auch weiterhin einen guten Ruf genoss, ergibt sich aus dem vor hundert Jahren herausgekommenen Reisehandbuch von Bäderer, in dem es sehr eingehend gewürdigt wird. Dabei wird auf die originelle

Sitte hingewiesen, daß der Badegast vier Stunden vor und vier Stunden nach dem Mittagessen im Bade zu bringt. „Zarte Jungfrauen, vollwangige Mönche, invalide Offiziere, ältere Frauen, sämtliche mit wollenem Mantel bekleidet, sitzen an den Seiten auf Bänken, die unter dem Wasser stehen. Der Herr Bürgermeister trägt für Handhabung des Anstandes gebührende Sorge." Auch heute noch sind Bäder von bis zu 5 Stunden Dauer eine Spezialität von Leukerbad, das namentlich bei Gicht und Rheumatismus auf gute Heilerfolge hinweisen kann. -

Unser an Rohstoffen so armes Land besitzt in seinen vielen Heilquellen äußerst wertvolle Bodenschätze, deren stark vermehrte Ausnützung zum Wohle des Volkes eine große Aufgabe und ernste Pflicht darstellt. Aber auch vom Standpunkt des volkswirtschaftlich wichtigen Fremdenverkehrs kommt ihnen eine große Bedeutung zu, sind doch einige von ihnen vielgepriesenen ähnlichen Bädern ausländischer Kurorte nicht nur ebenbürtig, sondern sogar überlegen.

## Auch ein geheilter Patient

Von Hans Gysin

Doktor Nievergelt hatte eine gute Praxis und dementsprechend auch schöne Einnahmen. Er war aber ein Lebemann, der seinem vielen Geld Meister wurde, ja er hatte eigentlich immer zu wenig; denn sonst hätte er ja keine Schulden gehabt. Bei Meister Holliger war er immer noch, seit einem Jahr, einen Anzug schuldig. Der ehrsame Schneidermeister war Vater von sieben Kindern und darum hätte er das Geld brauchen können. Eine Rechnung hatte er dem Arzt längst geschickt und sogar nachträglich eine Mahnung, allerdings in ganz untertäniger Form. Aber Geld war keines gekommen. Da stand eines Morgens die Meisterin vor dem Tisch des Meisters, stemmte ihre dicken Arme in die Seite und sagte zu ihm: „Jetzt gehst du persönlich zu Herrn Dr. Nievergelt und verlangst Bezahlung.“ Meister Holliger war zwar niemals Soldat gewesen, aber gehorchen hatte er doch gelernt, in der Ehe. Also verließ er seinen Thron und machte sich auf den Weg zu Doktor Nievergelt. Als er zum Hause von Dr. Nievergelt kam, studierte er zuerst das Täfelchen, das neben der Haustür angebracht war:

Dr. Jonas Nievergelt, praktischer Arzt.

Sprechstunden täglich von 8-10 Uhr vormittags.

Das paßt ja ausgezeichnet; es war jetzt 9.15 Uhr. Gerade trat ein Heilungsuchender ein und Meister Holliger ging ihm getrost nach, bis ins Wartezimmer. Dort war schon ein ganzer Haufe von Patienten versammelt und Meister Holliger dankte der Vorsehung, daß sie ihn so gesund erhalte.

Es war eine Empfangsdame da, die immer die an die Reihe kommenden Patienten heraustrief. Schon waren ein halbes Duzend Leute verschwunden, aber es war noch ein Duzend da. Wieder ging die Türe des Wartezimmers auf. Diesmal aber erschien weder ein Hilfesuchender noch die Abrufdame, sondern der Doktor selber. Lachend erklärte er, daß Fräulein Spidti eine notwendige Besorgung machen müsse, darum komme

er selber und möchte denjenigen bitten mitzukommen, der schon am längsten gewartet habe. Da durchfuhr es Meister Holliger: „Du hast jetzt schon ein ganzes Jahr gewartet, jetzt ist es Zeit zu gehen.“ Also stand er auf und folgte dem vorangehenden Arzt nach. Wohl wurden ihm viele unwillige Blicke nachgeschickt, aber es war alles viel zu schnell gegangen und so rebellierten die Übervorteilten erst, nachdem sich die Türe geschlossen hatte. „So, nehmen Sie Platz!“ sagte Dr. Nievergelt zu seinem „Patienten“ und wies auf einen Stuhl. Diesem Befehl kam der Schneidermeister gerne nach, denn er fühlte sich jetzt wirklich ein wenig schwach auf den Beinen, ja sie zitterten merklich. Einen Augenblick dachte er dann, sich das Herz untersuchen zu lassen. Da fragte aber Dr. Nievergelt sehr freundlich: „Nun und was fehlt Ihnen?“ Diese Worte wirkten beruhigend und ruhig konnte der Schneider sagen: „Mir fehlen Hundertachtzig Franken!“ Ziemlich erstaunt sah der Doktor seinen Patienten an; denn er dachte, einen harmlosen, aber doch Geisteskranken vor sich zu haben. Er befaß sich gerade, zu welchem Spezialisten er ihn schicken wollte, da fuhr der auch schon weiter: „Nämlich für einen Anzug, den ich Ihnen vor einem Jahr geliefert habe, Herr Doktor!“ Dieser sah sich den „Patienten“ jetzt noch einmal genauer an und erkannte den Schneidermeister. Und der vorher so ernste Doktor brach in ein Gelächter aus. Dann sprach er, noch immer lachend: „Das haben Sie gut gemacht, Herr Holliger, Sie sollen Ihr Geld haben, Sie haben es grad gut getroffen!“ Mit diesen Worten trat er an seinen Kassenschrank und nahm das Geld heraus. Herr Holliger nahm es dankend in Empfang, stand auf und sagte: „Nun will ich den Herrn Doktor nicht mehr länger aufhalten, ich bin nämlich sonst gesund!“ Lächelnd verabschiedete sich Dr. Nievergelt von dem Meister der Scheere. Immerhin wünschte er, daß keine solchen „Patienten“ mehr aus dem Wartezimmer kommen möchten.